

LORENZA PIERI

ICH HATTE
EINE INSEL

ROMAN

*Aus dem Italienischen
von Sylvia Spatz*

DROEMER 

Alle in diesem Werk geschilderten Ereignisse und Personen, ihre Namen und Dialoge, entspringen der Einbildungskraft der Autorin und sind das Ergebnis freien künstlerischen Ausdrucks. Jede Ähnlichkeit oder Übereinstimmung mit realen Ereignissen, Personen und Namen oder eventuelle Bezüge hierauf sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Ebenso werden die in diesem Text verwendeten Orte, Ereignisse und Personen, die es wirklich gibt oder gegeben hat, nicht in ihrer Realität beschrieben, sondern als Fiktion, die auf Überlieferung oder der Einbildungskraft der Autorin beruht.

Die italienische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Isole Minori« bei Edizioni e/o.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Deutsche Erstausgabe März 2017
Droemer Taschenbuch
Original title: Isole Minori
© 2016 Lorenza Pieri

License agreement made through: Laura Ceccacci Agency
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Barbara Neeb und Katharina Schmidt

Literaturhinweis: Elsa Morante: Arturos Insel. Roman. Aus dem Italienischen
übersetzt von Susanne Hurni-Maehler. Berlin: Wagenbach, 2005.

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Coverabbildung: plainpicture/Cultura/Henglein and Steets

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30543-0

*Das, was du für einen winzigen
Fleck auf der Erde hieltest, war alles.*

Elsa Morante, Arturos Insel

ERSTER TEIL

(1976–1977)

1.

Am Morgen hatten wir Delphine gesehen. Wir waren ihren schimmernden Rücken eine gute halbe Stunde im Boot gefolgt, doch dann schwammen sie zu weit hinaus, und Babbo musste zurück nach Hause. Für mich war es das allererste Mal.

Es war Ende August 1976. Wenn für alle anderen die Ferien endeten, fingen sie für uns normalerweise an. Die Touristen kehrten in ihre Städte zurück, und wir konnten gelassen dem Herbst entgegensehen, denn hier blieb es noch lange warm, und wir hatten so viel Zeit und Platz, wie wir wollten. Bis Mitte Oktober, mindestens bis zum sechzehnten, manchmal auch bis zum siebenundzwanzigsten, war das Meer ruhig und die Strände menschenleer. Es gab nur fünf typische Geräusche: Wasser, das gegen Klippen schlug, Wasser, das gegen Boote klatschte, aufheulende Motoren, Vogelkreischen und Stimmen. Wir nahmen unsere Bootstouren mit Babbo wieder auf; wenn im Hotel Hochsaison war, unternahmen wir eigentlich nie welche. Abends lud er dann Freunde zum Essen ins leere Restaurant ein, und nachmittags sammelten Caterina und ich an der Straße Richtung Le Cannelle körbewise Brombeeren.

An jenem Tag war die Luft ungewöhnlich schwül und die-sig, und es blies der Schirokko. Die Umrisse des Monte Argentario waren vom Hafen kaum auszumachen, er lag da wie ein von seinem klebrig-feuchten Atem umhüllter Dinosaurier. Auf dem Heimweg erzählte ich allen, denen ich begegnete, dass ich das Wunder der Delphine erlebt hatte. Man teilte

meine Begeisterung, aber ich begriff bald, dass die anderen es damit nicht ernst meinten. Es war ja auch nicht ungewöhnlich, in der Nähe von Giglio Delphine zu sichten. Bis zum Abend hatte ich genug von unaufrichtigen Überraschungsbekundungen. Ich behielt meine Verzauberung fortan für mich.

Außerdem waren alle mit *der* Nachricht des Tages beschäftigt. Nun war es offiziell, einige Tage später sollten Franco Freda und Giovanni Ventura, die beiden Neofaschisten, denen der Bombenanschlag auf der Piazza Fontana in Mailand zur Last gelegt wurde, auf Giglio eintreffen und dort unter Inselarrest gestellt werden. Heutzutage erinnert sich niemand mehr daran, nicht einmal in ausführlichen Dossiers und zeitgenauen Rekonstruktionen des Prozesses taucht dieser Fakt auf, ebenso wenig wie in Büchern, die sich mit den verwickelten Hintergründen des Gerichtsverfahrens zum Attentat in Mailand im Jahr 1969 befassen.

Und doch erschütterten die Verbannung von Freda und Ventura auf Giglio und die daraufhin einsetzenden Proteste nicht nur die Inselruhe. Sie sorgten auch für Schlagzeilen und läuteten im Gerichtsverfahren eine neue Phase ein, letztendlich führten sie zu den einzigen Verurteilungen in einem Verfahren, das erst fünfunddreißig Jahre später ohne einen einzigen Schuldspruch zum Abschluss kam.

Seit dem Bombenanschlag in der Banca dell'Agricoltura waren sieben Jahre vergangen; in diese Zeit fielen mehrere vorläufige Festnahmen mit anschließender Freilassung, das verfrühte Ableben von zwölf Zeugen, das Verschwinden von Beweisstücken, drei Ermittlungsverfahren, zwei Regierungswechsel, der Versuch eines Staatsstreichs und zwei weitere Attentate. Der Staat war bei der Gerechtigkeit verdächtig tief in Schuld geraten.

In einem spontanen Entschluss sollte unsere Mutter Elena

die Organisation der Protestaktionen übernehmen. Sie war kämpferischer und reflektierter als alle anderen; sie hatte politisches Bewusstsein nach Giglio gebracht und es zu ihrer Aufgabe gemacht, dieses jedem zu vermitteln, den sie erreichen konnte. Bis 1968 hatte sie in Bologna gelebt, sich in der Studentenbewegung engagiert und war Mitglied der Gruppe gewesen, die später Radio Alice gründete. Sie hatte Wirtschaftswissenschaften studiert und mit vierundzwanzig Jahren ihre Doktorarbeit begonnen, und zwar zum marxistischen Grundverständnis von Geld als entmenslichte Macht. Dann hatte sie meinen Vater Vittorio kennengelernt, der mit siebenundzwanzig gerade dabei war, sein Veterinärstudium zu beenden, und in der Hoffnung auf leichtere Examenprüfungen einige Jahre lang ständig die Universität gewechselt hatte. Meine Mutter half ihm beim Abfassen der Examensarbeit, obwohl sie keine Ahnung vom Thema hatte (»Verhaltensänderungen beim Reitpferd infolge des Einsatzes von gebissloser Zäumung«), und sobald er sein Diplom in der Tasche hatte, stießen sie mit Freunden darauf an und verließen Bologna, um auf Giglio Urlaub zu machen. Sie kamen an einem Abend im Mai an und wurden dort vom Duft des Ginsters empfangen. Eigentlich wollten sie nur zwei Tage bleiben, doch sie verlängerten ihre Zeit dort um weitere fünf. Am Tag der geplanten Abreise erfuhren sie vom Besitzer des Hotels, in dem sie übernachtet hatten, Hotel San Lorenzo, dass dieser das Geschäft verpachten wollte, um bei seiner Familie in Livorno zu sein. Von seinen Kindern interessierte sich keins dafür, den Betrieb zu übernehmen, und er hatte das Alleinsein satt. Mein Vater hatte mit jenem Instinkt, der ihn bei allen seinen gelungenen Aktionen geleitet hatte, sofort den Finger gehoben, ohne auch nur mit meiner Mutter Rücksprache zu halten. Ein Blick aus dem Fenster des Speisesaals hatte ihm

genügt: der Felsen Gabbianara, das Meer, ein mit Früchten behangener Zitronenbaum. Innerhalb von drei Tagen war der Vertrag unter Dach und Fach. Wenige Wochen später entdeckte meine Mutter, dass sie schwanger war. Sie war für ein paar Tage nach Bologna zurückgekehrt, um den Umzug der wenigen Besitztümer zu organisieren, und zu allen Freunden, denen sie über den Weg lief, sagte sie: »Ich zieh auf eine Insel und bin schwanger, wenn es ein Junge ist, nenn ich ihn Arturo wie in dem Roman.« Je ungläubiger man sie anblickte, desto glücklicher war sie.

Sie sollte zwölf Jahre auf Giglio bleiben. Ihre Doktorarbeit und ihren Plan, mit Hilfe eines Stipendiums an einer deutschen Uni zu studieren, gab sie ebenso auf wie ihre kommunistischen Freunde und führte fortan ein Hotel, in dem sie auch hinter dem Herd stand. Sie hatte entdeckt, dass sie das konnte, und sich der undankbaren Aufgabe nur deshalb angenommen, weil kein anderer zur Stelle war und es nicht in ihrer Natur lag, sich einer Aufgabe zu entziehen. Im Sommer 1976 war sie dreiunddreißig Jahre alt. Sie hatte rotes Haar, war hochgewachsen, am ganzen Körper von Sommersprossen übersät, und ihre Augen hatten das für Rothaarige typische dunkle Braun. Sie war von einer wilden, raubtierhaften Schönheit. Irgendjemand hatte ihr den Spitznamen Löwin gegeben, doch am Ende hieß sie für alle nur die Rote, wegen ihrer Haarfarbe, vor allem aber wegen ihrer politischen Überzeugungen. Die Rote wurde eher gefürchtet als geliebt.

Mein Vater war damals ein junger Mann, der sich vor nichts und niemandem fürchtete, und er hatte sich vor allem aus Unbekümmertheit mit ihr zusammengetan. Der Schmerz in ihren Augen hatte vor ihm viele in die Flucht getrieben, Vittorio konnte er nicht erschrecken. Vielleicht auch nur, weil er gar nicht in der Lage war, ihn wahrzunehmen.

Die Rote rief für abends um neun Uhr auf der Terrasse des San Lorenzo eine Vollversammlung ein, zu der Einwohner und Touristen gleichermaßen eingeladen waren. Die Küche blieb geschlossen, das Abendessen wurde abgesagt, Gäste mit Vollpension erhielten eine Erstattung, und die Stühle wurden wie für eine Wahlversammlung aufgestellt. Einige protestierten, doch die meisten Gäste bekundeten Interesse an einer Teilnahme. Die Rote hatte mit höchstens vierzig Personen gerechnet, Vertretern des Gemeinderats und wenigen anderen politisch Interessierten eben, doch bereits um Viertel vor neun gab es keine Sitzplätze mehr, nicht einmal auf den Tischen, die man in eine Ecke gerückt hatte, und so mussten alle nach draußen auf den Platz vors Hotel umziehen. Es waren mindestens zweihundert Personen.

Ich und Caterina kurvten zu zweit auf einem Fahrrad herum, ich stand hinten auf dem Gepäckträger, mit den Händen auf ihren Schultern. Irma, ein Setter mit weiß-orangem Fell, der so alt war wie Caterina und uns überallhin folgte, war ebenfalls mit dabei. Unsere *cana*, wie man hier im Dialekt sagt.

Eigentlich hätte sie Immacolatella heißen sollen. Meine Mutter hatte sowohl den Welpen, den größten aus dem Wurf, als auch den Namen gewählt: Da sie ein Mädchen zur Welt gebracht hatte und sie es ja schlecht Arturo nennen konnte, wollte sie Morantes Roman wenigstens mit dem Namen des Hundes Ehre erweisen. Immacolatella erwies sich aber als zu schwierig und zu lang. Als meine Schwester zu sprechen anging, nannte sie das Hündchen Imma, aus dem auf Vorschlag von Babbo hin dann Irma wurde, wie *Irma la Douce*, hatte er gemeint.

Ich und Caterina wussten nicht so recht, warum sich die Erwachsenen versammelt hatten. Wir waren zu sehr damit

beschäftigt, uns um die zweitausend Lire zu streiten, die wir unter der Woche mit dem Verkauf von Selbstgebasteltem und altem Spielzeug verdient hatten.

»Jetzt hör mal zu, ich habe die ganzen Taschenkalender gemacht, ich habe sie gebastelt und zusammengeheftet, und die haben uns das Geld eingebracht«, sagte Caterina. »Ich muss mindestens tausendfünfhundert Lire kriegen, denn du hast gar nichts getan.«

»Das stimmt nicht, ich habe die Ketten und Armbänder gemacht und die Steine.«

»Von deinen Steinen haben wir keinen einzigen verkauft.«

»Doch, den wie ein Boot und den Igel.«

»Aber das gilt nicht, weil Babbo die gekauft hat, das zählt nicht richtig. Und trotzdem kriegst du fünfhundert Lire, also das ist ganz schön viel Geld.«

Ich hielt meinen Mund, und sie behielt die Oberhand. Wir gaben einen Teil unseres sauer Verdienten für Eis aus. Ich klopfte ein paar Mal mit dem Zeigefinger gegen das Metallschild mit den Eissorten vor der Bar und sagte, ich will das hier, und Caterina meinte darauf zu mir: »Was schreist du so herum, lass doch das Schild stehen.« Wir gingen hinein und kauften einen Eiskeks und ein Eis in der Waffel. Dann stellten wir uns damit an den Rand der Versammlung und wunderten uns überhaupt nicht, dass unsere Mutter die Hauptrolle spielte. Caterina hörte zu und verstand alles, weil sie schon acht Jahre alt war; aber sie fühlte sich sowieso in der Gesellschaft von Leuten wohl, die doppelt so alt waren wie sie, und teilte nicht nur deren Ansichten, sondern auch das pubertäre Aufbegehren.

Ich dagegen stand einfach nur da, tat so, als würde ich zuhören, und starrte schamlos auf die Füße der alten Leute, die dort draußen versammelt saßen, auf ihre Zehen, die sich in

den Plastiksandalen übereinanderkreuzten, auf die grauen, krummen, ekligen Nägel, die noch nie eine Schere gesehen hatten. Die Alten aßen ihr abgepacktes Eis, ohne außen das Papier abzuziehen, sie bissen davon ab, ohne auch nur einmal daran zu lecken, als wüssten sie nicht, wie das ging, oder als gehöre es sich nicht, die Zunge zu zeigen.

Nach einer Weile zog ich Caterina am T-Shirt fort. An der Pier, auf die wir uns allein nicht wagten, weil es dort zu dunkel und mit dem Fahrrad zu gefährlich war, befestigte eine Gruppe von jungen Leuten gerade Laken am Leuchtturm, und jemand hatte sich auf die hohe Mauer gestellt, sah mit einem Fernglas aufs Meer hinaus und rief etwas.

Wir schauten eine Zeitlang zu und gingen dann zu der Ecke mit dem Tischfußball. Dort trafen wir Luigi, einen Jungen aus Rom, den wir gut kannten, denn sein Vater Sergio und unser Vater waren Saufkumpane. Er und seine Frau waren sehr reich und besaßen bei Le Cannelle eine Villa. Wir hatten ihnen den Spitznamen »esagerati«, »die Übertreiber«, gegeben, seit sie sich laut Gerüchten einige Jahre zuvor anlässlich von Luigis Taufe derart hatten volllaufen lassen, dass sie ihn in der Diskothek vergaßen. Die Putzfrau hatte den Kleinen dann – anscheinend friedlich in der Babytragetasche schlummernd – zu ihnen nach Hause gebracht, und, immer noch den Gerüchten zufolge, war stark hin- und hergerissen, ob sie ihn nicht besser direkt bei den Carabinieri hätte abliefern sollen.

Wir riefen nach ihm und ahmten dabei die Aussprache seiner Mutter Desideria nach: *Luiggi*. Er warf eine Münze ein, zog kräftig am prismenförmigen Knauf, und die Kugeln polterten alle auf einmal heraus. *Luiggi* fragte uns, ob wir mit ihm spielen wollten. Ich sah Caterina an. Sie reckte das Kinn. »Nein, der beschießt doch nur. Lass es.« Während er noch protestierte und hoch und heilig versprach, genau nach den

Regeln zu spielen, ging Caterina wieder zur Versammlung. Ich zuckte mit den Schultern, verabschiedete mich von dem Jungen und folgte ihr.

»Auf dieser Insel wurde bis vor ein paar Jahren noch gehungert. Unsere Großeltern haben sich krumm geschuftet, in den Weinbergen, in den Minen und beim Fischen, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Der Tourismus ist für uns lebenswichtig, den darf man nicht einfach so kaputt machen. Wenn man uns jetzt alle Verbrecher herschickt, dann kommt keiner mehr, lasst euch das von Beppe gesagt sein. Außerdem gibt es schon die Gefängnisse auf Pianosa und Capraia. Man kann doch nicht die ganze Inselgruppe zu einem Knast im Meer machen!«, rief Beppe, alias Bazza, ein Spitzname, der wie in vielen anderen Fällen über Generationen hinweg tradiert wurde und in diesem speziellen Fall sogar gerechtfertigt war – der Vater hatte seinem Sohn den deutlich hervortretenden Kiefer vererbt, genau wie es der Name besagte.

Die Erwiderung kam von Mario, alias der Core, der auf einem Tisch saß.

»Ach was! Es geht doch nicht darum, das Image von unserer Insel und den Tourismus zu schützen, das sieht dann danach aus, als würde nur das Geld zählen. Da steckt doch etwas viel Ernsteres dahinter, es geht darum, dass die italienische Justiz die Kriminellen schützt, da hat der Staat ganz gefährlich seine Hände im Spiel. Die bringen die beiden doch nur hierher, weil sie von hier aus einfacher abhauen können, denn genau darum geht es, das liegt doch auf der Hand, oder nicht? Warum macht man denen nach vier Jahren Untersuchungshaft denn nicht den Prozess, wie es sich gehört? Weil hier Leute ihre Villen haben, ich will keine Namen nennen, in denen Admirante und alle anderen Faschisten willkommen

sind. Und dann meine Lieben, reden wir doch mal Klartext, die schicken sie doch hierher, weil man von Giglio aus mit dem Motorboot in zwei Stunden in Korsika ist. Das ist überhaupt kein Problem, der Geheimdienst organisiert alles, genau wie bei Giannettini. Der hat bis über beide Ohren in allem dringesteckt und macht sich jetzt an der Côte d'Azur ein schönes Leben. Auf Staatskosten, versteht sich. Und warum haben die sich ausgerechnet Giglio ausgesucht und nicht zum Beispiel Elba? Oder Ponza? Weil hier im Gemeinderat alle von der Democrazia Cristiana sind, meine Lieben!«

Von hinten hörte man Geraune. Die Leute hatten sich natürlich nach Parteizugehörigkeit geordnet über den Platz verteilt, die von der Democrazia Cristiana saßen alle beisammen. Alte Frauen, deren Balkone zur Straße hinausgingen, nahmen ebenfalls teil, indem sie sich über die Brüstung lehnten, um besser zu hören. Alle redeten durcheinander.

»Mein Gott, Mario, was zum Teufel spielt es für eine Rolle, dass wir hier im Gemeinderat alle der Democrazia Cristiana angehören? Der ist heute zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengekommen und ist sich einig, dass wir die beiden hier nicht haben wollen.«

»Ausgezeichnet, Mister Kissinger! Und warum hast du uns das nicht gleich gesagt? Wenn wir die hier tatsächlich nicht haben wollen, dann müssen wir was organisieren. Ventura wird morgen hier ankommen, heute Abend ist er bereits in Grosseto, und morgen früh kommt er mit der Fähre.«

Antonio, der Barbesitzer, mit seinem tiefen Grübchen im Kinn, wandte sich an ein Touristenehepaar, das neben ihm saß. »Die Democrazia Cristiana kann mit dieser Insel nicht machen, was sie will, und jeden herbringen, wie es ihnen gefällt, damit er sich hier vergnügt, anstatt im Gefängnis zu sitzen.«

Das hatte jemand mitgehört.

»Antonio, wenn dir was nicht passt, dann sprich lauter und sag's uns klar und deutlich ins Gesicht.«

»Nichts, nichts, ich habe der Dame, die nicht von hier ist, nur erklärt, dass dreizehn von sechzehn Mitgliedern des Gemeinderats der Democrazia Cristiana ...«

»Und was ist schon dabei? Hier geht es jetzt darum, zu entscheiden, wie wir es anstellen, dass Freda und Ventura nicht auf die Insel kommen, bleiben wir doch beim Thema.«

Gigi, alias der Heisere, ließ sich vernehmen, die Stimme rau von Zigarren und Nächten draußen auf dem Meer. »Man sagt, Valpreda hat sich in Brindisi ins Krankenhaus einweisen lassen, damit er nicht hierher muss. Nierenkolik. Aber dann wurde er gesehen, als er sich einen Campari an der Bar genehmigte.«

Paola Muri war eine junge Freundin meiner Eltern und in jenem Sommer zwanzig geworden. Eine Mailänderin, auch wenn ein Elternteil aus Giglio stammte, und sie hatte auf alles eine Antwort. Sie sprang unvermittelt auf und mit ihr alle ihre Locken, und ihr Medusenblick konnte einem Angst machen. Sie war außer sich und schrie ihre Empörung auch hinaus, denn sie verstand noch nichts vom Vermitteln, hielt mit Leidenschaft an ihren Überzeugungen fest und konnte nicht begreifen, dass nicht alle so fühlten wie sie.

»Da habt ihr's, genau das wollen sie bezwecken. Dass man Freda mit Valpreda verwechselt, einen Mörder mit einem Unschuldigen! Der sich ins Krankenhaus hat einliefern lassen, der Komplize von Ventura, derjenige, der hier unter Inselarrest gestellt werden soll, heißt Franco Freda, FRE-DA, und nicht VAL-PRE-DA! Valpreda ist der Anarchist, den man zu Unrecht mit dem Attentat in Verbindung gebracht hat. Er hat ebenfalls drei Jahre Untersuchungshaft hinter sich, ohne je-

den Beweis für seine Schuld, und er ist immer noch nicht vollständig freigesprochen. Für Fredas Schuld gibt es dagegen eine ganze Latte von Beweisen, er hat den Zeitschalter für die Bomben gekauft. Das weiß jeder. Außerdem hatte er in Castelfranco Veneto ein Waffenlager und hat schon mal gegessen, weil er Anschläge auf Züge geplant hatte. Valpreda ist nicht Freda! Diese Verwechslung ist ungeheuerlich und eine zusätzliche Ungerechtigkeit!«

Gigi, der Heisere, senkte ein wenig beschämt den Kopf, sein Gesichtsausdruck wollte nicht so recht zu dem massigen Körper und dem sonnegegerbten braunen Gesicht passen, das sogar leicht errötete. Er murmelte vergebens, dass es nicht seine Schuld war, wenn die alle irgendwie gleich hießen. Seine Verlegenheit übertrug sich auch auf seine Umgebung, denn es war noch nicht üblich, dass ein älterer Mensch von einem Vertreter der jungen Generation abgekanzelt wurde.

Angiolino stieß Gigi in die Seite und witzelte: »Siehst du jetzt, dass du dich immer wie ein Dummkopf aufführst? Das nächste Mal hältst du besser den Mund.«

Die Rote kannte die Alten, die nicht ganz auf dem Laufenden waren, ziemlich gut und wusste, wie erniedrigend eine solche Situation für diese sein konnte, deshalb sprang sie Gigi bei, indem sie die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm ablenkte und die Diskussion wieder in Gang brachte; sie knüpfte an Paolas Empörung an, um gegen den Staat zu wettern, also gegen jemanden, der sich nicht hier draußen unter den Anwesenden befand.

»Zu dumm, dass man alles unternommen hat, um die Indizien zu vernichten. Die Carabinieri haben sogar den Koffer gesprengt, in dem sich die einzige noch intakte Bombe befand. Das hätte ein entscheidendes Beweismittel sein können. Natürlich steckt eindeutig der Staat dahinter, wenn die Justiz

so arbeitet. Seit dem Attentat auf der Piazza Fontana sind sieben Jahre vergangen, nicht nur eins. Und immer noch hat kein einziger Prozess stattgefunden. Man hat alles getan, um die Mächtigen zu schützen: Man hat die Ermittlungen verschleppt, Staatsgeheimnisse vorgetäuscht, Prozesse hinausgezögert. Wenn dahinter nicht der Staat steckt ...«

»Eindeutig«, bekräftigte Ettore.

Doch die rote Elena war noch nicht fertig mit ihrer Rede. Es war spät geworden, sie musste die Töchter ins Bett bringen. Also musste sie jetzt noch schnell allen ihre Meinung sagen.

»Wahrscheinlich hat auch Saragat, der mit den Amerikanern verhandelt hat, seine Hände im Spiel. Erinnert ihr euch, als Nixon '69 nach Rom kam? Was wollte er dort? Er hatte Angst, dass Italien auf Tuchfühlung mit den Russen gehen könnte, und so haben sie sich auf eine Strategie der ständigen Anspannung geeinigt, so dass die Gesellschaft nicht zur Ruhe kommen würde. Eine Reihe von Attentaten, an deren Ende eine autoritäre, durch Wahlen legitimierte Regierung stehen sollte ...«

Mario meldete sich erneut zu Wort. »Schon, nur schade, dass das, was du da weißt, viele Leute wissen, man es aber nicht beweisen kann. Und dass es nach sieben Jahren immer noch nicht einen einzigen Schuldigen gibt.«

Elena war aufgestanden, hatte ihrem Mann etwas ins Ohr geflüstert und angefangen, sich ihren Weg zwischen den Stühlen zu bahnen. Dann wandte sie sich an Mario und Ettore, die in der gleichen Ecke saßen wie sie, ohne die anderen zu beachten. Ihr Akzent, der nichts Toskanisches hatte, unterstrich ihre Verschiedenheit, sie gehörte nicht dazu, was sie auf der ideologischen Ebene wettzumachen suchte.

»Wir sind uns also alle mehr oder weniger einig. Wir lassen

Freda und Ventura nicht an Land gehen. Wir treffen uns morgen früh gegen halb acht an der Pier, wer nicht mitmachen will, soll sagen, was er vorhat, und morgen gebt ihr mir Bescheid. Und jetzt entschuldigt mich, ich muss gehen.«

Sie verabschiedete sich mit einem raschen Gruß, bei dem sie ihr schmales Handgelenk hob, und alle ihre unzähligen Knochenarmreifen klapperten Richtung Ellbogen nach unten. Bevor sie uns rief, richtete sie ihre dunklen Augen auf den achtzehnjährigen Gullo: Sie war sich sicher, dass er morgen mit von der Partie sein würde. Einen Augenblick lang wurde es still, und alle folgten mit den Blicken ihrer hochgewachsenen Gestalt, die in einem geblühten Rock um die Ecke verschwand. Die Versammlung löste sich in einem Durcheinander von belanglosen Kommentaren auf.

2.

Caterina saß in einem kurzärmeligen Schlafanzug, der sich von meinem lediglich in Farbe und Größe unterschied (aber ihrer war meiner Meinung nach viel schöner), auf ihrem Bett und las mir aus dem Zauberbuch eine Gutenachtgeschichte vor. Ich wollte, dass sie die vom Vortag wiederholte, vom Kugelfisch, der alle zum Einschlafen brachte, sobald er redete, doch Caterina erklärte mir, dass es unmöglich sei, das Buch sei genau deshalb ein Zauberbuch, weil es dort jeden Abend ein neues Märchen gab und die bereits vorgelesenen von den Seiten verschwanden. Ich konnte noch nicht richtig lesen und würde es erst wenige Wochen später lernen. Aber Caterina würde dann schon in die fünfte kommen, sie hatte den Kindergarten und eine Klasse in der Schule übersprungen und war damit am Ende der Grundschule um zwei Jahre voraus. Sie hatte mir bereits von vorne bis hinten das Tierlexikon vorgelesen, und ich konnte gar nicht genug davon bekommen.

Das Zauberbuch hatte keine Bilder, und die Buchstaben waren klein gedruckt. Auf dem festen weißen Einband war nur ein rätselhafter Stacheldraht abgebildet. Wahrscheinlich ging es in dem Buch um den Holocaust oder eine andere Tragödie aus einem Konzentrationslager des zwanzigsten Jahrhunderts, aber Caterina tat so, als lese sie mir daraus vor, und erfand allabendlich eine neue Geschichte für mich, und selbst wenn mir das klar war, gefielen mir diese Augenblicke. Ich durchschaute das Spiel, aber ich stellte mich dumm. Ich mochte es, wenn ich Caterina die Genugtuung verschaffen

konnte, mich herumzukommandieren und zu manipulieren. Ich vertraute ihr blind, und ich riskierte damit nichts.

»Jetzt lese ich dir eine Geschichte vor, die mir Mama einmal vorgelesen hat.

Es war einmal in einem fernen Land ein sehr böser König. Alle mussten für diesen König hart arbeiten und Steuern bezahlen, und er gab mit dem vielen Geld große Feste, zu denen er nur seine drei Monsterfreunde einlud: das sehr schlaue blaue Monster, ein schwarzes, das sehr viel Kraft hatte, und ein grünes, das ganz normal war. Eines Tages beschloss eine Gruppe von jüngeren Untertanen, die roten Jungs, zu rebellieren, und sie fingen an, den König zu ärgern. Sie bewarfen seine Kutsche mit fauligen Kaktusfeigen, beschrieben Mauern mit wasserfesten Filzstiften und rissen unten von den Kuckucksuhren die Tannenzapfen ab. Der König wollte, dass sie aufhörten, und holte bei dem sehr schlaunen blauen Monster Rat ein. Das blaue Monster hatte einen Einfall, und der König folgte seinem Vorschlag. Er wartete den folgenden Mittwoch ab, an dem die Leute auf dem Marktplatz zum Wochenmarkt zusammenkamen, und ließ das schwarze Monster einen riesigen Stein genau auf den Brunnen werfen. Der Brunnen ging kaputt, und die Leute wurden nass, und einigen von ihnen flogen Steinsplitter an den Kopf, anderen wurden die Einkäufe aus der Hand gerissen, und die Birnen rollten ihnen davon. Die Leute wurden sehr wütend und fragten, wer war das? Sagt es uns und ersetzt uns unsere Einkäufe. Niemand meldete sich. Da behauptete der König, es seien die roten Jungs gewesen, welche die ganze Zeit Streiche spielten, und die Leute sagten, jetzt reicht's, diese Jungs müssen sofort damit aufhören! Der König freute sich, denn aus diesem Grund konnte er sie festnehmen lassen. Genau so hatte es das blaue Monster ge-

dacht, und sein Plan schien aufzugehen. Doch dann sagte das grüne Monster mit einem Mal, also hört mal, das stimmt so nicht, ich habe gesehen, wie das schwarze Monster den Stein geworfen hat. Das schwarze Monster sagte, was, ich soll das gewesen sein? Was für ein Unsinn! Und der König sagte, was, er soll das gewesen sein? Was für ein Unsinn! Das grüne Monster sagte, ich habe dich doch gesehen, das schwarze Monster sagte, du irrst dich, der König sagte, da hast du dich geirrt, die Leute sagten, wir wollen endlich den Schuldigen, das schwarze Monster flüsterte dem König ins Ohr, pass mal auf, du hast mir gesagt, ich soll diesen Stein werfen, und jetzt rette bitte meine Haut, und so verloren alle sehr viel Zeit. Die Leute sagten, jetzt reicht's, das schwarze Monster muss ins Gefängnis. Der König wusste nicht, was er tun sollte, und fasste einen Entschluss. Das schwarze Monster schicken wir einfach weit fort, auf eine winzige Insel, wo niemand es kennt, so kommt es heil davon, und die Leute beruhigen sich. Und in der Tat kommt das schwarze Monster morgen nach langer Reise hier auf Giglio an.

Ende der Geschichte.«

»Aber das schwarze Monster gibt es nicht wirklich, Cate«, merkte ich nach beendeter Lektüre an.

»Doch, das gibt es, und es ist unterwegs. Es heißt Fredevventura.«

»Aber das ist nicht wahr, das ist doch ein Märchen.«

»Das ist doch wahr. Fredevventura hat zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine. Es ist wie eine riesige Spinne, doch wenn man es anschaut, sieht es aus wie ein Mensch.«

»Du lügst.«

»Wenn ich's dir doch sage. Und warum waren dann deiner Meinung nach heute Abend all die Erwachsenen an der Pier?

Hast du gesehen, dass sie ein Fernglas dabei hatten? Sie wollen schauen, ob Fredevventura heute Nacht kommt. Los, komm mit, dann zeig ich's dir. Und hast du nicht gehört, wie Mama und Babbo von ihm gesprochen haben?«

Caterina stand aus ihrem Bett auf und zog mich ans Fenster. Von unserem Zimmer aus konnte man den Hafen sehen.

»Und, was habe ich dir gesagt? Siehst du, dass alle dort sind? Du musst keine Angst haben, die lassen es nicht an Land. Komm, wir gehen schlafen.«

Wir legten uns ins Bett. Als das Licht bereits eine Weile gelöscht war, kroch ich ganz leise zu Caterina hinüber, ich kuschelte mich eng an sie heran, und meine Haare fielen ihr wie immer über den Mund. Caterina ließ das mit sich geschehen, und so schliefen wir ein, ineinandergeschoben wie zwei Löffelchen in der Besteckschublade.